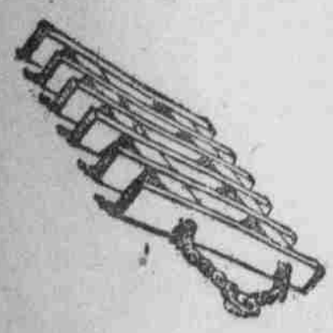
Ruß als Düngemittel.

Der Harttohlenruß aus Schornsteinen, Oefen usw. findet als Düngemittel noch sehr wenig Beachtung. In den meisten Fällen wird er zum Kehricht geworfen und als vollständig wertlos betrachtet. Diese Auffassung ist aber durchaus irrig, denn der Harttohlenruß enthält oft bis zu fünf Prozent Ammoniak. Er bildet natürlich einen ganz vorzüglichen Gartendünger, und ist besonders bei Rüben und Karotten sehr zu empfehlen. Die Samenbeete für Gemüsepflanzen kann man vor Ungeziefer, besonders vor Erdflöhen, durch Anwendung von Ruß bewahren, wenn man im Herbst oder im Winter dieselben mit einer Mischung von Ruß, Salz und Asche bestreut. Die jungen Pflanzen gedeihen bei dieser Behandlung ganz vortrefflich. — Auch auf den Graswuchs übt der Ruß eine vorzügliche Wirkung aus. Ueberstreut man die Rasenflächen bei feuchtem Wetter mit einer dünnen Schicht Ruß, so wächst das Gras in der üppigsten Weise und nimmt eine dunkelgrüne Färbung an. Weniger wertvoll als der Harttohlenruß ist der Holzruß; er enthält nur 1—2 Prozent Ammoniak, ist dagegen ziemlich reich an Kali und Kalk und kann daher auch als Düngemittel gebraucht werden.

* * *

Selbstgemachte Bodenwalze.

Für gepflügtes Land ist eine Bodenwalze leicht selbst herzustellen und zwar in jeder beliebigen Größe. Nach Art der Abbildung werden sechs 2 x 6 Zoll starke Holzbalken aufrecht-



stehend mit vier Zoll Zwischenraum durch Holzblöcke verbunden. Diese werden in der Mitte durchgebohrt und eine einen halben Zoll starke und zweiunddreißig Zoll lange Eisenstange hindurchgesteckt.

* * *

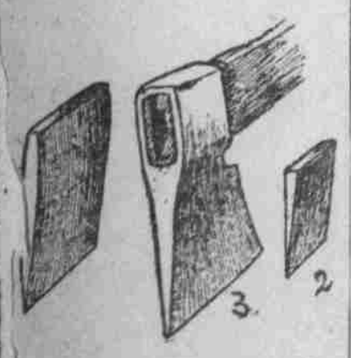
Versendung von Bäumen im Winter.

Wenn ein Strohballen mit Bäumen unterwegs eingefroren ist und bei Frost ankommt, soll man ihn niemals sofort auspacken, sondern immer Tauwetter abwarten. Bis dahin wird der Ballen an einen Ort gebracht, an dem er zwar frostfrei, aber nicht warm liegt, so daß die Bäume nach und nach auftauen, nicht plötzlich. Man kann zur vorläufigen Aufbewahrung den Keller wählen; wenn der Frost noch nicht zu tief in den Boden eindrang, eine tiefe Grube im Garten aufwerfen und Strohballen hineinlegen und die Erde darauf decken.

* * *

Einkeilen der Axtstiele.

Ein gutes Festsitzen der Stiele in Oehren von Aexten oder anderen Wertzeugen ist gesichert, wenn man zwei Keile einschlägt und dabei wie folgt zu Werke geht: Der erste Keil kommt in die Mitte des Auges (Oehre) und erhält die aus Abb. 1 ersichtliche Form, nimmt also oben wieder an Dicke ab. Er wird vollständig eingetrieben. Zur Seite des Keiles wird ein kleinerer, ganz konisch zugeschnit-



ner (Abb. 2) eingeschlagen. Dieser hält jetzt den ersten Keil unbedingt fest (Abb. 3). Sollte einmal der kleine Keil herausfallen, so ist noch lange keine Gefahr vorhanden, daß der Stiel sich lockert; denn der große Keil hält ihn in der Mitte des Auges fest. Die Keile müssen aus hartem Holz gefertigt sein.

* * *

Das Süßwerden der Kartoffeln.

Das Süßwerden der Kartoffeln hat mit dem Vorgange des Erfrierens nichts gemein. Kartoffeln können erfrieren, ohne süß zu sein, und können süß werden, ohne zu erfrieren, selbst ohne ihre Keimfähigkeit zu verlieren. Wenn Kartoffeln im Keller aufbewahrt werden, so finden zwei verschiedene Prozesse in den Knollen statt: 1. Ein Teil des Stärkemehls wird infolge eines chemischen Vorganges in Zucker umgewandelt, und zwar geht dieser Prozeß bei jeder Temperatur vor sich. 2. Der aus dem Stärkemehl entstandene Zucker wird durch den Atmungsprozeß der Kartoffeln aufgezehrt. Bei Temperaturen nun, welche um mehreren Grade über dem Gefrierpunkt liegen, halten sich beide Prozesse das Gleichgewicht, d. h. es wird durch die Atmung gerade so viel Zucker verbraucht, als sich solcher aus der Stärke bildet; es kommt mithin nicht zu einer Anhäufung von Zucker und die Kartoffeln werden nicht süß. Anders aber ist es, wenn die Kellertemperatur auf 32 Grad F. oder bis zu 27 Grad F. herabsinkt. Der Zukkerprozeß nimmt alsdann zu, während die Atmung geringer wird; es muß also, falls die Temperatur von 32—27 Grad F. länger anhält, eine Anhäufung von Zucker in den Knollen stattfinden: die Kartoffeln werden süß. Prof. Dr. Müller hat eine Ansammlung von Zucker bis zu 2.5 Prozent in Kartoffeln, die 30 Tage lang einer Temperatur von 32 Grad F. ausgesetzt waren, nachgewiesen. Brachte er solche Kartoffeln wieder in höhere Temperatur, zum Beispiel 52 Grad, so trat ein Atmungsprozeß ein, der lebhafter war als in nicht süß gewordenen Kartoffeln und schon nach sechs Tagen war der Zuckergehalt bis auf 0.4 Prozent zurückgegangen. Wenn nun Kartoffeln auf dem Felde oder an einem wenig geschützten Orte liegen und es tritt während der Nacht so starker Frost ein, daß die Temperatur der Kartoffeln unter 25 Grad F. sinkt, so gefrieren sie. Solche Kartoffeln zeigen sich am anderen Morgen erfroren, aber nicht süß. Anders, wenn sich die Kartoffeln in einem Keller oder einer gedeckten Grube befinden. Die Lufttemperatur des Kellers sinkt bei anhaltender Kälte aber nur langsam; es dauert oft Wochen, bis sie von 44 Grad F. auf 27 Grad F. gefallen ist. Während dieser Zeit häuft sich Zucker in den Kartoffeln an; letztere werden süß, sind aber nicht erfroren. Sinkt nun die Temperatur noch tiefer, bis unter 25 Grad F., so gefrieren die Kartoffeln und sind nachher süß und erfroren. Das Süßwerden der Kartoffeln, das mit dem Prozeß des Erfrierens also nichts gemein hat, ist zwar stets mit einem Verlust verbunden, indem ein Teil der Stärke in Zucker umgewandelt und dadurch verbraucht wird, allein die süß gewordenen Kartoffeln sind für den Haushalt noch nicht wertlos geworden und müssen nicht weggeworfen werden. Man bringt nämlich die Kartoffeln mehrere Tage vor dem Gebrauch in einen warmen Raum, zum Beispiel in die Küche, wo dann der Zucker von den Kartoffeln schnell verbraucht wird und diese also wieder genießbar werden.

* * *

Apostel der Aepfelkultur.

Seine amerikanischen Zeitgenossen kannten und schätzten John Chapman wohl; aber auch die Geschichtsschreibung der Nachwelt sollte ihn nicht ganz vergessen.

Es ist jetzt über ein Jahrhundert her, daß dieser Apostel der Apfelzucht, vom Volke „Johnny Appleseed" genannt, auf einem sehr weiten Gebiete von Pennsylvanien bis nach dem Mississippi-Lande Aepfelsamen verbreitete, womit er sich ohne Zweifel ein großes öffentliches Verdienst erwarb.

Geboren wurde er im Jahre 1775 zu Springfield, Mass., im selben Jahre, das auch sonst so ereignisvoll in der amerikanischen Geschichte war. Um 1801 herum ging er auf die Wanderschaft nach Westen, und überall unterwegs pflanzte er Apfelkerne. Mit scharfem Blick sah er voraus, daß eine Einwanderungsflut sich in nicht ferner Zeit nach diesen Regionen bewegen und daß dann auch großes Bedürfnis nach Obst entstehen werde, und besonders nach dem „Birte wundermild". Alle Apfelsamen, welche er in seinem Heimatsstaate auftreiben konnte, nahm er mit und pflanzte sie auf seinen westlichen Wanderungen an.

Die weithin verstreuten Siedler waren ihm recht dankbar dafür, und die wohltätigen Folgen dieses menschenfreundlichen Unternehmens wuchsen im Laufe der Jahre und Jahrzehnte immer mehr an.

Tausende von Apfel-Obstgärten auf jenen Gebieten waren ursprünglich „Johnny Appleseed" zu verdanken, welcher ein Pionier und Kulturbringer im besten Sinne des Wortes war.

* * *

Wurstdärme zu reinigen.

Das Reinigen der Wurstdärme ist eine der unangenehmsten Arbeiten bei der ganzen Schlächterei. Die ausgenommenen Därme werden baldmöglichst vom anhaftenden Darmfett gereinigt und dann umgekehrt, um sie von dem in denselben befindlichen Futter und Schleim zu befreien. Dies geschieht dadurch, daß man dieselben mit einem messerartigen Holzspan abschabt. Dann werden sie in leichtem Salzwasser gut gewaschen und bleiben in reinem Wasser, dem auf 1 Wassereimer 1—2 Eßlöffelvoll Salz beigemengt wurden, 12 Stunden stehen. Die Därme werden in dieser Weise innerhalb 2 oder 3 Tagen wiederholt gewaschen und sind dann, wenn sich keine Unreinlichkeiten mehr auf dem Wasser, in dem die Därme längere Zeit standen, ansammeln, fertig für das Einstopfen des Wurstfleisches.

* * *

Frost-Schutzvorrichtungen für Wasser- oder Jauche-Pumpen.

Eine einfache und schnelle Art, dem Frost ausgesetzte Pumpen vor dessen Einwirkung zu schützen, ist folgende: man nimmt alte Herings-, Schmalz-, Zement- oder Oelfässer, wie sie sich auf jeder Farm finden oder leicht vom Grocer oder Händler zu haben sind, schlägt ihre Böden heraus, stülpt sie

über die zu schützende Pumpe, bis zu genügender Höhe, und füllt den Hohlraum mit Sägespänen, Torfmull, Kaff oder irgend einem schlechten Wärmeleiter aus. In einem der Fässer, nämlich dem, welches gerade in die Höhe des Abflußrohres kommt, bringt man einen Ausschnitt an, durch den, wie die Abbildung zeigt, das Ausflußrohr heraustreten kann. Das um dasselbe entstandene Loch dichtet man durch Stroh, Pappe oder dergleichen.

Mantel kein Schutz.

Es ist selbstverständlich, daß man bei rauhem Wetter den Wintermantel anzieht, wenn man ins Freie geht. Unterwegs machen wir aber einige Besorgungen, besuchen vielleicht einen Freund, der uns in ein wohlgeheiztes Zimmer führt, aber so zerstreut ist, daß er uns gar nicht bittet, den Ueberzieher abzulegen.

Vielleicht deutet er auch damit an, daß wir uns baldigst drücken sollen. Tun wir es auch; denn wenn wir länger in der Wärme von 70 Grad verbleiben, so geraten wir in Schweiß und werden uns draußen in der kalten Luft leicht eine Erkältung zuziehen. Auch bei Geschäftsgängen ist man dieser Gefahr ausgesetzt. Wie oft sind nicht die Geschäftsräume schmählich überhitzt, namentlich die Bureaux der verschiedenen Aemter, in denen meist stark geheizt wird und hauptsächlich die Hotels.

Schon die Räume vor den Postschaltern sind nicht selten überhitzt. Freilich kann man den Beamten nicht zumuten, daß sie sich beim Oeffnen der Schalter dem kalten Luftzug aussetzen. Wir denken zwar, daß wir in solchen Räumen unser Anliegen bald erledigen werden, denn es sind nur wenige Personen vor uns da. Aber wir müssen oft warten und warten, bis wir gründlich schwitzen, um dann durchnäßt von innen ins Freie zu treten. Führt nun unser nächster Geschäftsgang in einen recht kalten Laden, so beginnen wir in ihm zu frieren, und es kommt die Erkältung, ein Schnupfen, der uns einige Tage verdirbt, ein lästiger Halskatarrh oder ein Rheumatismus. Wir sollten also die kleine Mühe nicht scheuen, in überhitzten Räumen den Wintermantel abzulegen, bevor wir in Schweiß geraten. Das gilt insbesondere für Leute, die zu Erkältungen neigen oder leicht schwitzen; aber auch völlig Gesunde sollen in solchen Fällen nicht zu sehr auf ihre Abhärtung pochen, denn nur zu leicht können auch sie bei derartigen Anlässen gerade krank werden.

Eine Petition an die Schulbehörde von Sioux Falls, S. D., war in Umlauf, in welcher verlangt wurde, daß alle Ferientage in den Schulen eingestellt werden und daß auch an den Samstagen Schule gehalten werden soll; dafür soll aber das Schuljahr bereits im April abgeschlossen werden, damit den jungen Leuten, besonders den Hochschulstudenten, Gelegenheit gegeben wird, frühzeitig auf den Farmen bei der Aussaat zu helfen. Gegen eine solche Maßnahme wird von vielen Seiten protestiert, und der Joe Hooker - Posten der Grand Army hat bereits in einer Resolution dagegen Protest erhoben

Neues aus

Natur- und Heilkunde.

Ueber blutende Speisen.

Schon in der alten Geschichte finden wir, wenn auch nur vereinzelt, Nachrichten über ein plötzliches Auftreten von Blut auf Nahrungsmitteln. So wird erzählt, daß die Soldaten Alexanders des Großen, als sie im Jahre 332 vor Christo die Stadt Tyrus belagerten, eines Tages beim Auseinanderbrechen ihrer Brote durch deren blutiges Aussehen erschreckt worden seien. Der Priester Aristander habe das erregte Heer beruhigt und den Vorgang als ein Zeichen der Götter gedeutet, daß, da das Blut im Innern des Brotes sei, es den in der Stadt eingeschlossenen Bewohnern von Tyrus blutig ergehen werde. Die bald darauf erfolgte Einnahme der Stadt sollte diese Prophezeiung denn auch bestätigen.

Weitaus häufiger sind die Berichte aus dem Mittelalter. Doch erst im Jahre 1819 fand der rätselhafte Vorgang einige Aufklärung, wenn auch von einer genauen, wissenschaftlichen Erforschung der Ursache noch nicht die Rede sein konnte.

In dem Oertchen Leguaro bei Padua zeigten sich am 3. August des genannten Jahres im Hause des Bauern Pitarello auf einer Schüssel von Polenta, dem italienischen Nationalgericht, blutrote Flecken. Die Speise wurde daraufhin weggeschüttet, aber wer beschreibt das Entsetzen des Bauern und seiner Angehörigen, als am nächsten Tage auch andere Nahrungmittel, wie Reissuppe, Zwieback, ja sogar ein gekochtes Huhn, den gleichen blutriefenden Anblick boten. In dem kleinen Orte sprach sich das angebliche Wunder schnell herum; zu gleicher Zeit trat auch in verschiedenen anderen Häusern Leguaros, ja sogar in benachbarten Dörfern, die blutige Färbung von Lebensmitteln auf. Eine unbeschreibliche Aufregung bemächtigte sich der Einwohner. Sie wollten das Haus des unglücklichen Pitarello, von dem das Uebel seinen Ausgang genommen hatte, zerstören, und den Bauern selbst töten, der nach ihrer Ansicht durch irgendeine noch verborgene Freveltat diese Strafe Gottes auf sie herabgerufen hatte. Auf die drohende Haltung der Bevölkerung hin sah sich die Regierung veranlaßt, einzugreifen. Sie übertrug dem Distriktsarzt Doktor Sette die Untersuchung der geheimnisvollen Angelegenheit. Dieser war ein für die damalige Zeit sehr aufgeklärter Mann. Aus der raschen Ausbreitung, welche die Erscheinung vom Hause des Pitarello aus auf andere gefunden hatte, schloß er, daß es sich dabei um eine Art Pilzwirkung handeln müsse. Es gelang ihm denn auch leicht, die Rotfärbung auf selbsthergestellte Speisen zu übertragen, indem er diese mit geringen Mengen der blutigen Polenta aus der Küche des Pitarello in Berührung brachte, und so den die rote Färbung verursachenden Pilz überimpfte. Als er schließlich diesen Versuch mit Nahrungsmitteln in der Wohnung des Pfarrers vornahm, und auch dort die blutige Färbung auftrat, überzeugte sich das Volk, daß hier kein Teufelswerk vorliegen könne, und beruhigte sich.

Durch dies energische Einschreiten des Doktor Sette und durch bald darauf erfolgende Untersuchungen der Professoren der Universität Padua wurde also endlich der Schleier des Geheimnisvollen, der jahrhundertelang über der Erscheinung der blutenden Speisen geruht hatte, etwas gelüftet, und die Erklärung außerordentlich wahrscheinlich, daß der Erreger der blutenden Farbe ein mikroskopisch kleiner Pilz sei, der die Nahrungsmittel in ähnlicher Weise ergreife, wie es der gewöhnliche grüne Schimmel tut.

Trotzdem Sette die Lebensbedingungen dieses Pilzes ziemlich genau erforscht hat, und dabei fand, daß feuchte, warme Luft ihnen am besten zusagt, sowie daß in der mangelnden Reinlichkeit der dortigen Gegend der Grund für die rasche Verbreitung der Erscheinung lag, gelang es ihm dennoch nicht, seine Behauptung mit aller wissenschaftlichen Schärfe zu beweisen, denn selbst die genauesten mikroskopischen Untersuchungen des roten Schleimes, den er von den befallenen Speisen abnahm, ergaben keine Bestätigung für seine Annahme, daß hier ein lebendes organisches Gebilde vorliege, wie er es ähnlich in anderen mikroskopischen Pilzen kannte.

Heutzutage wissen wir, daß es sich bei den blutigen Speisen um das Auftreten von Bakterien handelt, und daß es nicht etwa mangelhafter Betrachtung oder Nachlässigkeit bei der Untersuchung zugeschrieben werden darf, wenn Doktor Sette diese kleinen Organismen nicht erkennen konnte. Die Konstruktion des Mikroskops, das Sette verwandte, war noch zu mangelhaft, ganz abgesehen davon, daß man von der Pflanzenklasse der Bakterien damals noch gar keine Kenntnis hat, so daß er also das Vorhandensein solcher winziger Wesen in seinem Untersuchungsmaterial auch nicht voraussetzen konnte.

Die nun folgenden Jahrzehnte brachten über das Wesen der Bakterien im allgemeinen neue und überraschende Aufklärung. In gleichem Maße, wie die Technik sich imstande sah, immer bessere und leistungsfähigere Mikroskope zu bauen, gelangten die Gelehrten zu immer eingehenderer Kenntnis vom Bau der

Natur- u. Heilk., 18. Dez. 1917.

kleinsten Lebewese; vor allem die Fortschritte der Botanik gingen mit der größer werdenden Leistungsfähigkeit der Mikroskope Hand in Hand.

Schon im Jahre 1848 gelang es Ehrenberg in Berlin, an einem Stückchen Kartoffel, das von der beschriebenen blutroten Färbung befallen war, das Vorhandensein von Myriaden kleiner, oval rundlicher Lebewesen festzustellen, wovon jedes einzelne eine Größe von etwa 0,003 bis 0,007 Millimeter besaß und in flüssigen Medien mit Bewegungsfähigkeit ausgestattet war. Er hielt diese winzigen Organismen für kleine Tierchen und nannte sie „Monas prodigiosa", womit er auf den einzelligen Bau und ihre wunderbare Farbstoffbildung hindeuten wollte.

Die nächstfolgende Zeit brachte immer zahlreichere Entdeckungen solcher mikroskopischer Wesen, die, je nachdem sie ein stäbchenförmiges, kugeliges oder spiraliges Aussehen zeigten, in Bakterien, Kokken oder Spirillen eingeteilt wurden. Bald lernte man in vielen von ihnen die Erreger der gefährlichsten ansteckenden Krankheiten kennen, wodurch das Interesse an ihrer näheren Erforschung und der genauen Kenntnis ihrer Lebensbedingungen immer mehr an Bedeutung gewann.

Wir wissen jetzt, daß der Erreger der „blutigen Speisen" unter gewöhnlichen Umständen einen stäbchenförmigen Organismus, als ein Bakterium, darstellt, der sich mit Hilfe von peitschenschnurartigen, unendlich dünnen Fäden, den sogenannten Geißeln, die das ganze Stäbchen bedecken, in Flüssigkeiten ziemlich schnell zu bewegen vermag.

Wie alle diese mikroskopischen kleinen Pflanzen, besitzt er die Fähigkeit, sich auf geeigneten Nährböden, wie ihn Nahrungsmittel der verschiedensten Art, besonders die Stärkemehl enthaltenden, darbieten, in kurzer Zeit in unglaublicher Menge zu vermehren. Bei seinem Wachstum erzeugt er den blutroten Farbstoff. Fällt also zufällig einmal ein solches Bakterium auf eine Speise, die zu seiner Ernährung fähig ist, und findet es dort zugleich Feuchtigkeit und gelinde Wärme, die Bedingungen seiner Fortpflanzungsfähigkeit, dann vermehrt es sich in zwei bis drei Tagen ins Ungemessene, produziert dabei den eigentümlichen Farbstoff, und das Wunder der „blutenden Speisen" ist eingetreten.

Trocknet die Speise ein, auf der das Bakterium seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, hört damit zugleich seine Weiterentwicklung auf; die Myriaden Bakterien, welche die Speise bedecken, verstäuben. Vielleicht wird dann gelegentlich eines davon durch den Wind oder auf irgend eine andere Weise auf einen neuen, geeigneten Nährboden versetzt, wo es wieder Gelegenheit hat, sich zu vermehren und seine erstaunlichen Fähigkeiten zu entwickeln.

Riesige Regenwürmer.

Der Regenwurm ist bekanntlich ein sehr nützliches Geschöpf, das unermüdlich am Auflockern und Lockern des Bodens arbeitet. Er baut seine unterirdischen Röhren dadurch, daß er die Erde frißt und, auf der Oberfläche angelangt, sie wieder von sich gibt. Jedesmal kommt so allerdings nur ein kleines Häufchen Erde aus der Tiefe nach oben, aber die Häufchen summieren sich. Auf einem Hektar fruchtbaren Bodens leben bei uns durchschnittlich 13,000 Regenwürmer, die zusammen über 2½ Zentner wiegen. So gräbt der Regenwurm in der Tat unermüdlich den Boden um und trägt zu dessen Fruchtbarkeit bei.

Unsere Regenwürmer sind klein, in tropischen Ländern aber gibt es wahre Riesen dieser Art, die schon mehr Schlangen gleichen. Dr. Konrad Keller hat zum Beispiel auf Madagaskar eine Art gefunden, der er den Namen „Geophagus Darwinii" beigelegt hat. Dieser Regenwurm erreicht die Länge von einem Meter und darüber. Die Häufchen Erde, die er auf der Oberfläche des Bodens ausstößt, sind dementsprechend beträchtlich. Gewöhnlich wiegen sie 100 bis 150 Gramm; Keller hat aber einen gefunden, der sogar ein halbes Pfund wog. Diese Geophagen graben den Boden recht energisch um. Nach einer Berechnung von Keller verrichten sie auf Madagaskar im Laufe eines Jahres dieselbe Arbeit, die fast eine Million Arbeiter erfordern würde.

Offener Schreibebrief des Philipp Sauerampfer.

52.

Mein lieber Herr Redaktionär!

Den annere Dag sin ich morgens früh aufgeweckt. Ich hen nit gewißt, ob ich in en Driem gewese sin, awwer es is en Sinsch gewese, daß mich ebbes ins Fehs geprinkelt hat, un dabei hen ich e Kält genohtist, was gefühlt hat, als ob ich in Front von e offene Refritscherehter Diehr gestanne hätt.

Ich hen meine Auge aufgemacht, un da hen ich ausgefunde, woher der Wind geblase hat. Wisse Se, ich lasse abends, wenn ich in meine Klapp schnicke, immer die zwei Bettruhmfenster auf, bikahs ich glauwe an fresche Eyr. Wie ich jetzt nach den Fenster geguckt hen, da hen ich genohtist, daß autseit der Wind geblohst hat, das war ebbes fiers. Un bieseids hat es ganz schrecklich geschnoht, un wie es war, is der Schnoh iwwer mein Bett un in Konsekwenz - auch iwwer mich, un ich hen geguckt, als ob en Schnohmann in den Bett gelege hätt. So schnell wie en Hund gauzt, sin ich eraus getschumpt, for die Windersch zu klohse.

Da is mich awwer der Wind un der Schnoh um mei barfuße Füß gefloge, daß ich gedenkt hen, ich deht an en Eyrschipp bambele. In e Tschiffie ware die Fenster zu, un da hen ich auch erscht genohtist, daß der Flohr ganz mit Schnoh gekowwert war, un in Konsekwenz sin meine Fieß so naß gewese, als ob ich dorch e Schwimminhohl gemartscht wär. Se könne sich immatschine, daß ich so schnell wie en Hund gauzt widder in mei Bett gewese sin. Das Bett war off Kohrs in die Mienteim kalt geworde, un da hen ich in die erschte Lein geschnattert un mit die Zähn geklappert, daß es gesaund hat, als ob die reitende Infanterie an den Haus vorbeimartsche deht. For die längste Zeit hen ich dagelege un hen vor Kält nit widder einschlafe könne. Grad, wie ich gestart hen, e wenig aufzuwärme un wie ich gefiehlt hen, daß meine Fieß widder e wenig mehr komfortabbel gefühlt hen, da ruft die Lizzie, was meine Alte is: „Seh, Philipp, es is Zeit, daß Du aufstehn duhst! Es hat ganz schrecklich geschnoht, un Du mußt den Seitwahk kliene."

Well, Herr Redaktionär, ich kann Ihne sage, da hen ich awwer e Wut gehabt, daß ich die ganze Welt in Stücker hätt verreiße könne! Seitwahk kliene? Is das auch en Schapp for en Mann? Wenn einiger von die Kidds das hat duhn könne! Awwer off Kohrs, die hen in ihren warme Bett stehn müsse; der alte Mann kann ja autseit gehn un sich in den Schnoh stelle! Un so weit die Lizzie konzernt is, die hat auch kein Herz; die is immer froh, wenn se mich so en Schapp auwische kann. Es hat nit lang genomme, da is der zweite Alarm komme. „Philipp, is es bald gefällig?" hat die Lizzie gehallert. Meine Wut is immer größer geworde, un es is mich grad gewese, als ob ich noch e kleine Näpp nemme sollt, awwer den Gedanke hen ich schnell widder aufgewwe, biekahs der dritte Alarm is komme. „Well", hat die Lizzie gerufe, „wenn der faule Kunne nit aufstehn will, dann muß ich eraus un den Seitwahk kliene das is ja auch immer en Schapp for e Lehdie."

Wenn die Lizzie den Weg spricht, dann hört die Gemietlichkeit auf. Die Lizzie is dann so desperett, daß se schuhr genug aufsteht un autseit geht un mit den Schnohschaufele starte duht. Sie weiß gut genug, daß dann olle Nehberich driwwer tahke, un das is, was se will. Ich sin also aus den Bett getschompt, hen meine kleine Schoffel geholt un en Bruhm un hen mit mein pett Schapp gestart. Es is noch so dunkel gewese, daß mer nit die Hand vor die Auge gesehn hat. Ei tell juh, es is en rehgeller Blissert gewese. Meine Ohre un meine Nohs, die sin mich puttiniehr abgefalle. Wenn ich eine Schaufel an die Seit gehabt hen, dann hen schon widder zwei Schoffele voll Schnee dagelege. Un es is so schrecklich kalt gewese, daß ich gefühlt hen, als wenn kein Penniewert Leve mehr in mich gewese wär. Da is mich en reitender Gedanke komme.

Ich sin an den Wedesweiler seine Diehr gange un hen gekloppt, biekahs es is doch schuhr genug Zeit gewese, daß der Schlohpohk aufgemacht hat. Ich hen den Weg gefiggert: Wenn ich inseit kann, dann nemme ich en diesente Schatt aus die braune Battel, un dann setz ich mich hinner den Ofe, un dann kann es soviel schnohe wie es will.

Awwer der Feller hat nit aufgemacht. Nachdem ich for die längste Zeit gekloppt gehabt hen, hat der Wedesweiler endlich sein Obstehrs-Fenster aufgemacht un sagt: „Phil, bist Du das Rindvieh? Bist Du krehsig? Was Bisneß hast Du, en Feller morgens um 2 Uhr aus den Schlaf zu kloppe?" Zwei Uhr? hen ich gesagt, un mehbie da sin ich awwer heim geronnt. Ich hen zu die Lizzie gesagt: Wenn Du mich noch emal um zwei Uhr Nachts in den Sturm tschehse duhst, dann kannst Du grad so gut Dein letzte Wille mache. Ich schlafe jetzt so lang wie ich will. Sieh? Zum zweite Mal sin ich so kein Esel.

Womit ich verbleiwe,
Ihne Ihrn liewer
Philipp Sauerampfer.

Neue Schwindsucht - Kur.

Der operativen Chirurgie scheint heutzutage kein Gebiet mehr unzugänglich zu sein. Ist doch in neuester Zeit sogar das verwundete Herz mit bestem Erfolg genäht worden und über Versuche berichtet worden, Blutgerinsel aus der Lungenschlagader zu entfernen! So konnte es auch nicht ausbleiben, daß man der Schwindsucht in geeigneten Fällen chirurgisch zu Leibe ging. Wenn sich jemand eine Verletzung der Brustwand zuzieht, die bis zur Lunge reicht, so sinkt diese, die vorher unter negativem Druck in die eine Hälfte des Brustraums luftdicht eingepaßt war, kraft ihrer Elastizität zurück, sie schrumpft zusammen. So ist natürlich diese Lungenhälfte zum Atmen nicht mehr tauglich.

Man hatte nun die Erfahrung gemacht, daß dieser Zustand (Pneumothorax), zufällig aus irgendwelchem Grunde entstanden, auf eine tuberkulöse Lunge sehr günstig wirkte. Man führte ihn deshalb künstlich, d. h. operativ herbei, und konnte nun in geeigneten Fällen durch die so erzeugte völlige Ruhe einen heilenden Einfluß auf das erkrankte Organ ausüben. Eine zweite Operation geht von anderen Voraussetzungen aus. Man weiß, daß bei vielen Menschen, die zur Schwindsucht neigen, die erste Rippe beiderseits in ihrem Wachstum zurückbleibt und vorzeitig knöchern mit dem Brustbein verwächst. So kommt es zu einer Raumbeschränkung in den Lungenspitzen und zu einer mangelhaften Ventilation derselben bei der Atmung.

Deshalb kam man auf den Gedanken, diese Rippen operativ zu mobilisieren und an der Verwachsungsstelle ein Stück zu entfernen. Auf dem diesjährigen Chirurgenkongreß wurde zum ersten Male über die Operationen gesprochen und von einigen erfreulichen Erfolgen berichtet. Anhangsweise war noch ein drittes Verfahren erwähnt worden, das, wenn auch nicht operativ, so doch chirurgisch ist. Seit kurzem ist das Biersche Blutstauungs-Verfahren auch bei der Lungentuberkulose angewandt worden. Das Prinzip desselben besteht bekanntlich darin, daß durch Saug- oder Stauungswirkung der Blutzufluß zu dem erkrankten Organ gesteigert wird. Bei der Lunge ist man dabei in der Weise vorgegangen, daß man eine Glocke über Mund und Nase gestülpt und dieselbe mit Hilfe von Gummi luftdicht angepaßt hat. Diese Lungensaugmaske ist nun derartig konstruiert, daß die Ausatmung frei erfolgen kann, während durch Ventile dem Einströmen der Luft in die Lunge ein Widerstand gesetzt ist. Infolgedessen wird der beim Einatmen im Brustkorb immer schon vorhandene negative Druck gesteigert und so ein vermehrtes Hinströmen von Blut nach der Lunge gefördert, was zur Heilung tuberkulöser Herde so sehr nötig ist.

— Bündige Kritik. Vater: „Nun, Mädels, wie hat euch der Konzertsänger gefallen?"

„Ach — geschrie'n hat er!"

„Und eine Glatze hat er!"

Vater: „So, so — also: viel Geschrei und wenig Wolle!"

— Fürs Praktische. „Wo geht Ihr heute abend hin?"

„In Tanzhäuser."

„Ach was!, wir gehen lieber in — Wirtshäuser."

— Die Schweigsame im Kaffeekränzchen. Hat die Frau Rat uns auch nur eine Neuigkeit erzählt? Nicht das Geringste läßt sie uns wissen!

Sie hat recht, Frau Quassel! Bisher hat sie nichts für die Wissenschaft getan!

— Gemütlich. Gerichtsvollzieher: „Ich komme in Sachen Ihres Schneidermeisters."

Student: „So — lassen Sie bei dem auch arbeiten?"

— Aus der Schweiz. — „Wo hast Du Dir denn diesen schrecklichen Schnupfen geholt?"

B.: „Gestern im Zug in Zug Zug!"

— Freundlich. [illegible] Kaledine zieht sich zu[illegible]

„Aber, Laura, w[illegible]

denn den ganzen [illegible]

Geh' hinab in d[illegible]

Du denn gar ke[illegible]

Laura: „O [illegible]

kann ich [illegible]

[illegible]fizierte Anzeigen in der [illegible]